

**SÜDWESTRUNDFUNK  
SWR2 AULA – Manuskriptdienst**

**Oh, wie du die Herzen lenkst!  
Über die Macht der Rede (2)**

Autor und Sprecher: Professor Wilfried Stroh \*  
Redaktion: Ralf Caspary  
Sendung: Sonntag, 21. März 2010, 8.30 Uhr, SWR 2

---

**Bitte beachten Sie:**

*Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt.  
Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen  
Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.*

*Mitschnitte auf CD von allen Sendungen der Redaktion SWR2 Wissen/Aula  
(Montag bis Sonntag 8.30 bis 9.00 Uhr) sind beim SWR Mitschnittdienst in  
Baden-Baden für 12,50 € erhältlich.*

*Bestellmöglichkeiten: 07221/929-6030*

**Kennen Sie schon das neue Serviceangebot des Kulturradios SWR2?**

*Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen  
Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen.  
Mit dem kostenlosen Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die  
zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.  
Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder [swr2.de](http://swr2.de)*

*SWR 2 Wissen können Sie ab sofort auch als Live-Stream hören im SWR 2  
Webradio unter [www.swr2.de](http://www.swr2.de) oder als Podcast nachhören:  
<http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/wissen.xml>*

---

**Ansage:**

Mit dem Thema: „Oh, wie du die Herzen lenkst – die Macht der Rede“, Teil 2.

Wilfried Stroh war bis 2005 Professor für Klassische Philologie in München und er ist unzufrieden mit dem deutschen Bildungswesen, der Politik und den Medien: In allen drei Bereichen wird seiner Meinung nach der Kunst der Rede, der Rhetorik, viel zu wenig Beachtung geschenkt. Im zweiten Teil seiner Aula zeigt Stroh, woran das liegt und warum Rhetorik endlich wieder Teil der allgemeinen Bildung werden sollte:

**Wilfried Stroh:**

Wie selten kommt es vor, dass eine große politische Rede ihren Weg auf Seite 1 etwa der Süddeutschen Zeitung findet? Politische Statements, die man dort liest, wurden meist in Interviews oder auf Pressekonferenzen bzw. in Presseerklärungen gegeben. Den eventuellen Bericht über eine Debatte im Bundestag verschiebt die Süddeutsche in der Regel auf Seite 5.

Stellen wir uns dagegen vor, auch die Römer hätten schon eine Tageszeitung gehabt. Da wäre auf der ersten Seite von den Redeschlachten im Senat und von wichtigen Reden auf der jüngsten Volksversammlung die Rede gewesen, und spätestens auf der zweiten wären die interessantesten Plädoyers aus den laufenden Kriminalprozessen referiert worden, denn auch diese Prozesse waren meist politisch inspiriert.

Wenn dagegen heute die öffentliche Rede in der Berichterstattung durch die Medien so wenig beachtet wird, so kommt das vor allem daher, dass die wichtigsten politischen Entscheidungen ohne sie getroffen werden. Ich erinnere an die zwei wohl folgenschwersten politischen Beschlüsse des vergangenen Jahrzehnts:

Als der frühere amerikanische Präsident George W. Bush im Oktober 2001 die Bombardierung Afghanistans im Fernsehen ankündigte, als er ein gutes Jahr später, Anfang 2003, den Kongress und die Öffentlichkeit auf den Irakkrieg einstimmt, da sprach er zwar durchaus nicht als selbstherrlicher Diktator, sondern warb sichtbar um Verständnis und Einverständnis seiner Zuschauer; aber er war in der aktuellen Stunde der Entscheidung nicht auf diese Zustimmung angewiesen, er konnte als der gewählte Präsident der Vereinigten Staaten und oberster Herr der Streitkräfte Entscheidungen dieser Tragweite einfach mitteilen.

Wenn dann im Falle Afghanistans im Deutschen Bundestag darüber debattiert wurde, ob sich die Bundesrepublik an solchen Militäraktionen der USA beteiligen soll, dann fand zwar eine durchaus freimütige Auseinandersetzung der Meinungen statt, aber niemand hatte den Eindruck, dass es von den gehaltenen Reden noch abhing, wie die Entscheidung des Bundestags ausfallen werde. Diese Entscheidung war vielmehr im Feilschen der vorhergehenden Meinungsbildung, der innerparteilichen wie der interfraktionellen, längst festgelegt worden.

Natürlich kommt es auch heute gelegentlich vor, dass die Abstimmung nach einer Bundestagsdebatte ungewiss ist, etwa weil der Fraktionszwang, dem der Abgeordnete sonst unterliegt, einmal (zugunsten der Gewissensfreiheit) ausdrücklich

aufgehoben wurde, wenn es etwa um ethische Probleme wie bei der Stammzellenforschung geht. Aber dann handelt es sich meist um Probleme, die doch irgendwie als weniger erheblich, nur moralisch, eher etwas nebensächlich empfunden werden. Wenn umgekehrt in zentralen, als wirklich wichtig geltenden Entscheidungen das Abstimmungsergebnis nach vorhergehender Debatte unsicher ist, was nicht oft der Fall ist, aber doch vorkommt – dann hat man selten den Eindruck, dass es die Reden der Parlamentsdebatte wären, von denen die Entscheidung abhinge, vielmehr geht es meist darum, zu welchem Votum der oder jener Abgeordnete längst schon entschlossen ist.

Ich denke aus eigener Erinnerung etwa an das dramatisch gescheiterte Misstrauensvotum gegen den Bundeskanzler Willy Brandt im April 1972 (wohl die aufregendste Bundestagssitzung, die es bisher überhaupt gegeben hat): Als Willy Brandt seinerzeit über seinen favorisierten Herausforderer Rainer Barzel siegte, und zwar gegen die Erwartung auf Grund des Stimmenanteils im Bundestag, da führte niemand dieses überraschende Ergebnis auf die Wirkung der vorausgegangenen, leidenschaftlichen Parlamentsdebatte zurück, vielmehr gilt bis heute als quasi ausgemacht, dass Bestechung im Spiel gewesen sei, obwohl sich dies nie hat nachweisen lassen! Statt an die Macht der Rede glaubt man eher an die Macht des Geldes!

Schon aus diesen Beispielen ergibt sich, woher wenigstens zum Teil diese relative Ohnmacht der politischen Rede in der heutigen Demokratie stammt. Ein wichtiger Faktor ist, dass die politische Willensbildung heute wesentlich durch die Parteien betrieben wird – was ja in bestimmtem Maß sogar im Grundgesetz vorgesehen ist. Die Parteien des alten Rom, die es ja dort in gewisser Weise auch gab – Cicero spricht von Optimaten und Popularen, d. h. Adelpartei und Volkspartei – diese Parteien waren ohne Organisation, ja ohne festes Programm. In der dramatischsten und verhängnisvollsten Senatssitzung der römischen Republik, wo es, am 5. Dezember 63, um die Bestrafung der Anhänger Catilinas ging – ich habe in meinem früheren Vortrag darüber berichtet – in dieser Sitzung bzw. Debatte änderte die Mehrheit des Senats dreimal ihre Meinung, was zeigt, dass hier ohne Vorentscheidung, ohne Parteiabsprache, aus der Stunde heraus, eine zum Beschluss führende Willensbildung stattfand – mit allen Vor- und Nachteilen einer solchen Improvisation. Das wäre heute im Bundestag fast undenkbar.

Glänzende Ausnahmen dürften freilich auch hier die Regel bestätigen: 1991, in der Debatte um den Sitz der Bundeshauptstadt – Bonn oder Berlin – soll die persönliche und gefühlvolle Rede Wolfgang Schäubles, wohl seine berühmteste, manche unschlüssige Abgeordnete zu ihrem Votum für Berlin bewogen haben. In der Regel aber finden solche Sternstunden der politischen Rhetorik heute außerhalb der Parlamente statt. Berühmt ist noch immer die fulminante Parteitagsrede, mit der sich 1995 Oscar Lafontaine gegen Rudolf Scharping den SPD-Vorsitz ergatterte und seiner Partei neue Zuversicht schenkte („Wenn wir selbst begeistert sind, können wir auch andere begeistern“ – übrigens ein Gedanke Ciceros). Ein noch eindrucksvolles Beispiel für die Macht der Rede bot der frühere Bundesaußenminister Joschka Fischer im Mai 1999 beim Bielefelder Parteitag der Grünen, wo es um den NATO-Einsatz im Kosovo ging. Fischer wurde damals mit Trillerpfeifen und wütenden Zwischenrufen als „Kriegshetzer“ empfangen – bekanntlich flogen auch Farbbeutel. Aber er trat seinen Gegnern mit solcher Courage und Leidenschaftlichkeit entgegen:

„Frieden setzt voraus, dass Menschen nicht ermordet,  
dass Menschen nicht vertrieben,  
dass Frauen nicht vergewaltigt werden, das setzt Frieden voraus ...“

Solche Worte bewirkten, dass am Schluss der Parteitag seinem Votum und nicht der Parteilinken folgte und sogar einen Beschluss vom Vortag mehrheitlich revidierte.

Zu Recht hat das Seminar für Allgemeine Rhetorik an der Universität Tübingen diese Rede als „Rede des Jahres 1999“ ausgezeichnet. Das war wirklich einmal Macht der Rede, aber eben nicht im Parlament. Unter den zwölf „Reden des Jahres“ von 1998 bis 2009 waren bezeichnenderweise nur zwei Parlamentsreden – die allerjüngste (2009) wurde wieder einmal auf einem Parteitag gehalten. Wie einst Lafontaine, so versuchte vor einigen Monaten der neue Parteivorsitzende Sigmar Gabriel seiner mittlerweile noch mehr am Boden liegenden SPD frischen Mut einzuflößen, oft zündend, gelegentlich auch mit etwas papierernen Formulierungen:

„Die SPD hat nur Erfolg, wenn sie den Hoffnungsüberschuss produziert, den Menschen übrigens brauchen, und zwar einen Hoffnungsüberschuss dahingehend, dass man sich nicht abfinden muss, weder mit dem eigenen Leben noch mit dem anderer.“

Dieser dahingehende Hoffnungsüberschuss dürfte die Delegierten weniger begeistert haben als seine schneidigen Attacken auf Kanzlerin und Westerwelle:

„Ihnen sagen wir [...]: Macht euch auf was gefasst! Ich gebe zu, sie machen es uns am Anfang leicht. Stolperstart und Fehlstart ist ja noch eine milde Untertreibung. Diesem Anfang wohnt nun wirklich kein Zauber inne, und gegen die aktuelle Bundesregierung ist ja eine Studentenversammlung der 70er-Jahre ein Hort der Disziplin.“

Bravo! Aber hier musste Gabriel im Gegensatz zu Lafontaine und Fischer niemanden überzeugen oder überreden: Er durfte Eulen nach Athen tragen oder, wie es in der Antike hieß, er durfte den Herakles in Sparta loben bzw. den Papst Benedikt in Markt, Oberbayern.

Ein anderer Ort, wo heute die Macht der politischen Rede noch größere Triumphe feiern kann, ist natürlich der Wahlkampf. Die ganze Welt hat vor knapp zwei Jahren mit Spannung verfolgt, wie Barack Obama und Hillary Clinton als Präsidentschaftsbewerber der Demokraten um die Kandidatur ihre Klängen gekreuzt haben, beide in oft stundenlangen Reden, beide ohne Hilfe eines Manuskripts (was bei diesem Anlass verpönt ist). Seinen, Obamas, Redestil verglich die Presse damals mit elegantem Beach-Volleyball; ihren, Hillarys, dagegen mit rauem amerikanischem Football.

Diese moderne Bedeutung des Wahlkampfes zeigt uns, dass die Macht der Rede heute auch in der Politik keineswegs ganz geschwunden ist, dass sie sich aber offenbar von der politischen Entscheidung mehr auf die Wahl der Entscheidungsträger verlagert hat.

Ein anderer Punkt. Wie das Parteienprinzip, von dem ich gesprochen habe, ist es vor allem die zunehmende Schriftlichkeit, die heute eine relative Ohnmacht der Rede verursacht. Der neuzeitliche Buchdruck und besonders auch die modernen Kopiertechniken machen es ja möglich, dass viele Reden, bevor sie gehalten werden, schon schriftlich verbreitet vorliegen, so dass sie dann der Zuhörer mitlesen kann, wie der Partiturhörer in der Oper etwa Mozarts Don Giovanni (wo seit über zweihundert Jahren feststeht, dass der Titelheld am Schluss zur Hölle fährt, so dass sich die Spannung in Grenzen hält). Dies vor allem ist die Ursache der oft bleiernen Langweiligkeit vor allem unserer heutigen Parlamentsredner: Den Kopf fest im Manuskript demonstrieren sie durch ihre Rede vor allem, dass sie in der Grundschule das Lesen gelernt haben. Gerade bei politisch besonders wichtigen Reden – ich denke jetzt etwa an Gerhard Schröders ausgefeilte Rede vor sieben Jahren zur Agenda 2010 – ist der Redner peinlich darauf bedacht, mit keiner Silbe von dem Manuskript abzuweichen, das er mit seinen Ghostwritern erarbeitet und an die Presse verteilt hat – was ihm im übrigen kein Mensch übel nimmt.

Niemand fand es auch anstößig, als vor einigen Jahren ein Bild durch die Weltpresse ging, wo sich Papst Johannes Paul II. vom amerikanischen Präsidenten George W. Bush eine mitgebrachte Rede vorlesen ließ: Beide saßen nur knappe drei Meter voneinander entfernt, aber waren natürlich – der Vatikan ist technisch up to date – durch Mikrofon und Lautsprecher miteinander verbunden. Fehlte nur noch, dass der Papst mitgelesen hätte; aber der stützte sein Haupt tief in die Hand, offenbar darüber nachsinnend, mit welchem ärmlichem technischen Equipment Jesus Christus, dessen Stellvertreter er war, bei seiner Bergpredigt hatte auskommen müssen ...

Wenn dagegen zum Beispiel unser früherer bayerischer Ministerpräsident Franz Josef Strauß gelegentlich sein Manuskript verließ oder sogar einmal ganz frisch von der Leber weg sprach, dann wurde es ihm durchaus übel genommen, dass er sich da und dort – wie hätte es anders sein können? – im Ton und in der Formulierung vergriff, dass er die political correctness unbeachtet ließ. Man solle froh sein, sagte Strauß auf entsprechende Angriffe, dass wenigstens er kein inhaltsloser Langweiler sei wie alle die Politiker und vor allem Pressesprecher, die in wohlbedachten, schriftlich vorformulierten Statements nur ein ausgewogenes und unanstößiges Nichts produzieren. Zumindest Cicero, der Meister der Improvisation, hätte Strauß recht gegeben. Gerade seine wichtigsten Reden hätte Cicero nie von einem Skriptum ablesen können.

Dementsprechend waren Redemanuskripte in der ganzen Antike verpönt – der Redelehrer Quintilian gestattet nur einen kleinen Spickzettel mit Stichworten –, und dies machte, wie man sich denken kann, große Gedächtnisleistungen notwendig, zumal in Gerichtsreden, wo für die Plädoyers der Anwälte oft mehrere Stunden vorgesehen waren. Aus diesem Grund war die *memoria*, das Gedächtnis, ein wichtiger Teil des antiken rhetorischen Unterrichts. Hier lernten die Redner eine ausgefeilte Mnemotechnik (Gedächtniskunst), die übrigens noch heute von spezialisierten Gedächtniskünstlern, die ja sogar Wettbewerbe (Geistesolympiaden) veranstalten, praktiziert wird.

Fast ebenso hinderlich für die rednerische Kommunikation wie der Einsatz von Geschriebenem ist übrigens auch der unnötige Gebrauch des Mikrofons bzw. Lautsprechers, von dem schon bei Johannes Paul II. die Rede war. Bei Konferenzen

weniger Personen verteilt man sich heute oft so weitläufig im Raum, dass die Notwendigkeit der Verstärkung künstlich erst herbei geführt wird. Sogar die predigenden Pfarrer sind seit den sechziger Jahren aus ihren akustisch perfekten, Jahrhunderte lang bewährten, zentral postierten Kanzeln ausgestiegen: Angeblich sollen sie nunmehr gut demokratisch ihre Gemeinde nicht mehr „abkanzeln“; in Wahrheit fühlen sie sich aber wohler, wenn sie am Ende des Kirchenschiffs, verschanzt hinter Stehpult, Manuskript und Mikrofon, sich vor dem Anspruch ihrer Schäflein auf ein echtes Hirtenwort in Sicherheit gebracht haben. Schriftlichkeit und Lautsprecher gehören als Feinde der Rhetorik zusammen.

Einen dritten Faktor, der (nach Parteienwesen und Schriftlichkeit) heute die Macht der Rede reduziert, habe ich wenigstens andeutungsweise schon erwähnt, ich meine die Medien, ganz besonders Funk und Fernsehen. Zwar haben eben diese beiden, im Gegensatz zur Zeitungspressen, die Bedeutung gerade der Mündlichkeit in den vergangenen hundert Jahren außerordentlich wachsen lassen – denken Sie: nur die Stadtrömer unter den römischen Bürgern (*cives Romani*) konnten in der Regel einen Cicero hören, die Stimme unserer Kanzlerin dagegen kennt jeder Deutsche aus der Tagesschau. Aber gerade diese Form der Mündlichkeit ist der unmittelbaren Wirkung der Rede doch auch wieder abträglich. Die Zuhörer oder Zuschauer einer Parlamentsdebatte in den Massenmedien sind zwar vom Redner als Publikum durchaus ins Auge gefasst, meist sogar mehr als seine unmittelbar anwesenden Zuhörer, aber diese Abwesenden haben ja nicht die Möglichkeit, auf die Rede zu reagieren oder gar einen ihr entsprechenden bzw. zuwiderlaufenden Beschluss zu fassen. Der, an den sich die Medienrede vor allem richtet, bleibt ohnmächtig; der Entscheidungsbefugte dagegen ist in der Regel, schon vorher festgelegt: ein sonderbarer Zustand, an den wir uns längst gewöhnt haben und der so leicht auch nicht mehr zu beseitigen ist.

Nur kurz weise ich darauf hin, dass viel von dem politischen Streit, der früher in Parlamentsdebatten ausgetragen wurde, heute in die Talkshows übergegangen ist, die ja auch viel mehr zur Kenntnis genommen werden. Aber auch in ihnen, die ich als informativ und nützlich empfinde, ist der Zuschauer in eine passive Konsumentenrolle gedrängt: Er wird nicht zu einer Entscheidung genötigt und Zwischenrufe sind zwecklos. In der Antike war es nur ein kleiner, streng ausgegrenzter Bereich der Beredsamkeit, in welcher der Hörer, wie Aristoteles sagt, nicht urteilender „Richter“ (*krites*), sondern nur konsumierender „Zuschauer“ (*theoros*) war: die sogenannte epideiktische Rede, das heißt: die Prunk- oder Festrede; im Medienzeitalter dagegen tendieren fast alle Reden zu einer gewissen Epideiktik, sie büßen ein an der Hauptaufgabe, die der Rhetorik seit ältesten Zeiten gestellt ist und die sich in der traditionellen Definition ausdrückt: Rhetorik sei Herstellerin der Überredung (*demiurgos peithus*).

Auch noch in anderer Hinsicht sind die modernen Medien der Macht der Rede abträglich. Bevor ein Thema ins Parlament kommt, ist es meist schon wochenlang nicht nur in Kabinetts- und Ausschusssitzungen, sondern vor allem auch in Presse, Funk und Fernsehen so vielfach nach allen Richtungen durchgekaut worden, dass die schlussendliche Parlamentsdebatte kaum mehr große Höhepunkte bringen kann.

Dagegen schafft nun allerdings das jüngste Medium, das Internet, der Macht der Rede eine neue Bühne: Vor allem Barack Obama hat die Methode entwickelt, sich in

sogenannten YouTube-Botschaften direkt an sein Volk zu wenden und so etwa für sein Gesundheitsprogramm Stimmung zu machen, ohne dabei wie beim Interview durch einen Gesprächspartner gelenkt zu werden. Man darf gespannt sein, was daraus noch wird.

Wenn wir aber aufs Ganze sehen, so sind es insgesamt, jedenfalls im Bereich der Politik, die genannten drei Faktoren, die heute die unmittelbare Macht der Rede im Gegensatz zur Antike einschränken: die Parteiabsprache, die Schriftlichkeit und die Massenmedien. Dennoch gab es, auch im zwanzigsten Jahrhundert, wie Sie wissen, große Reden, groß, weil sie, auch wenn sie nicht unmittelbar das Handeln beeinflusst haben, so doch bewusstseinsbildend gewirkt haben – wie immer man sie inhaltlich beurteilt. Ich denke etwa an die Ansprache Kaiser Wilhelms II. an sein Volk im Jahr 1914, nachdem auch die Sozialdemokraten den Kriegskrediten ihre Zustimmung gegeben hatten („Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche“); ich denke an die vergleichbar wirkungsmächtige Rede, in der Winston Churchill 1940 als neugebackener Premierminister dem britischen Unterhaus mit einer als geradezu biblisch empfundenen Rhetorik versicherte, er habe nichts zu bieten als „Blut, Plage, Tränen und Schweiß“, was einen Orkan der Zustimmung, über das Parlament hinaus, hervorrief. Wer sich diese und manche andere Beispiele vor Augen hält, der wird nicht sagen können, dass Rede, auch mündliche Rede, in unserer Zeit wirkungslos geworden wäre.

Dies gilt leider gerade auch für die Rede der Demagogen und Diktatoren. Der Revolutionär Lenin steht uns schon bildlich vor allem als agitierender Redner vor Augen, und dasselbe gilt für den herrisch gestikulierenden Adolf Hitler, der schon in „Mein Kampf“ die für seinen Erfolg entscheidende Bedeutung der mündlichen Rede herausstrich, „weil jede große Bewegung auf dieser Erde ihr Wachsen den großen Rednern und nicht den großen Schreibern verdankt“.

Man unterschätze also, auch in der Diktatur des zwanzigsten Jahrhunderts, nicht die Macht der Rede! Cicero hat die Freude an der Macht seiner eigenen Rede, die er oft unverhohlen, gelegentlich auch einmal mit Selbstironie äußert, nie ins Zynisch-Egoistische getrieben, sie vielmehr immer mit Humanität und tiefer Vaterlandsliebe vereinigt. Und vor allem: Hitler und Goebbels und alle gleichgeschalteten Redner haben den entscheidenden Schritt getan, der echte Rhetorik von schnöder Propaganda trennt: Sie haben die Mittel der Macht, die Herrschaft über die Mikrofone und Rednerbühnen, missbraucht, um nur noch ihre eigene Meinung den Menschen einzutrichern, keinen abweichenden Gedanken aufkommen zu lassen. Selbst Demagogie kann m. E. echte Rhetorik nicht töten; diese stirbt aber, wenn das *Audiat et altera pars* nicht mehr gilt, zu deutsch: „Eines Manns Red ist keines Mannes Red, man soll sie hören alle beed.“

Ich bin damit am Ende meines Vortrags angekommen. Zum Schluss möchte ich mir die Frage stellen, die ich mir immer stelle: Können wir etwas von der Antike lernen? Genauer: Können wir mehr von ihr lernen als ein paar probate Tricks, die uns große Rhetoriker wie Aristoteles, Cicero und Quintilian mitteilen? Das versteht sich sowieso.

Man klagt ja oft darüber, dass die Kultur der Rede in Deutschland verfallen sei – übrigens schon seit mehr als 200 Jahren – und diese Klage verbindet sich gerne mit

einer wehmütigen Erinnerung an die griechisch-römische Antike, wo die Kunst der Rede in der Tat geblüht hat wie wohl nie sonst in der Menschheitsgeschichte. Letzteres ist ganz richtig.

Können wir also von der Antike lernen? Sicherlich wäre es unmöglich, die antike Bedeutung der mündlichen politischen Rede wiederherstellen zu wollen. Das würden wir sogar für nicht einmal wünschenswert halten. Eine römische Volksversammlung, etwa gar noch ohne Mikrofon, wird niemand wiederherstellen wollen oder können. Das parlamentarische Prinzip hat sich je größer der Staat, umso mehr bewährt.

Aber in anderer Hinsicht, meine ich, könnte uns die antike Rhetorik durchaus ein Vorbild sein: auf dem Gebiet der rhetorischen Erziehung. Rhetorik beherrschte ja das antike Bildungswesen in einer Weise, die wir uns kaum mehr vorstellen können. Seitdem in Athen die sogenannten Sophisten begonnen hatten, Rhetorikunterricht für die höhere Jugend zu erteilen, um sie politisch und gesellschaftlich fit zu machen, blieb es im gesamten Altertum dabei, dass Rhetorik die Krönung der Jugendbildung war. Es gab Opposition dagegen, von Seiten der Philosophen, besonders Platons, aber sie konnte sich nie durchsetzen. Jeder, der eine gehobene Stellung in der Gesellschaft einnahm, war, in Griechenland wie in Rom, durch die Schule des Rhetors gegangen; er hatte dort die rhetorische Theorie erlernt, klassische Redner studiert, Stimmübungen gemacht und in den sogenannten Deklamationen, d. h. in Übungsreden, sich gezielt auf ein öffentliches Wirken vorbereitet.

Das ist heute nicht mehr so, nirgendwo mehr in der Welt – wobei aber beträchtliche nationale Unterschiede doch zu beachten sind. So gibt es in Amerika an vielen Universitäten Speech Departments, es gibt dort Debattier-Teams, auch schon an den High Schools. John F. Kennedy z. B. ist aus einem solchen Team hervorgegangen und hat die dortige Schulung rhetorischer Diskussion als „für die Demokratie lebenswichtig“ bezeichnet.

In Deutschland dagegen ist die Lage unübersichtlich. Eine offiziellen Studiengang Rhetorik gibt es eigentlich nur an der Universität Tübingen im schon erwähnten Seminar für Allgemeine Rhetorik, das man Anfang der Sechziger Jahre für den Meisterredner Walter Jens eingerichtet hat: Die Ausbildung dort scheint allerdings etwas praxisfern zu sein, obwohl sich neuerdings einiges gebessert haben soll.

Sehr wenig an Rhetorik vermitteln auch unsere Gymnasien: Kleine Reste, Spurenelemente der antiken Rhetorik fristen in der Didaktik des Deutschunterrichtes ihr Dasein. Die Kunst des mündlichen Vortrags wird gerade noch geübt in der Form meist abgelesener Referate, am besten mit PowerPoint-Präsentation, wo dann die Macht, die Power des gesprochenen Worts noch weiter schwindet.

Gäbe es in Deutschland also keinen rhetorischen Unterricht? O doch, wie jeder wissen kann – nur außerhalb der allgemeinen Bildungsinstitutionen! Selbstverständlich haben die Parteien, die Großunternehmen, Gewerkschaften und Kirchen ihre rhetorischen Bildungseinrichtungen und bieten die entsprechenden Schulungskurse; uns selbstverständlich gibt es darüber hinaus eine Fülle von Psychologen und Sprecherziehern, die privat rhetorischen Unterricht erteilen – man sehe nur im Internet nach, was unter „Rede“ oder „Rhetorik“ an einschlägigen



Veranstaltungen, vor allem in Form von Wochenendseminaren, zu horrenden Preisen angeboten wird.

Wie stark die Nachfrage nach dergleichen ist, zeigt sich auch an der Flut von Ratgebern zur Redekunst, die in Auflagen bis zur Millionengröße erscheinen – von der praktischen Sammlung verschiedener Festansprachen, die nur noch auswendig gelernt werden müssen (Firmenjubiläum, Verleihung der Vereinsehrennadel, Begräbnis der Filialleiters), bis zu theoretisch anspruchsvolleren Werken. Aber all dieser Unterricht vollzieht sich ohne große Öffentlichkeit, in einer Art Grauzone, als ob man sich der Sache fast schämen müsste.

Ich halte das, offen gestanden, für einen Skandal: Rhetorik sollte selbstverständlich Teil der allgemeinen Bildung, d. h. vor allem der Schulen, aber auch der Universitäten sein. Auch wenn die Macht der politischen Rede heute nicht mehr so groß sein kann wie im alten Rom, sie ist immer noch gewaltig, und es gibt ja auch nicht nur die politische Rede, Rhetorik ist überall, sie beginnt morgens spätestens beim Streit ums Frühstücksei; und noch immer gilt, dass der Lebenserfolg eines Menschen wesentlich davon abhängt, wie er andere durch die Macht der Rede lenken und überzeugen kann.

Dies sollte nicht nur theoretisch vermittelt, sondern auch praktisch trainiert werden an den allgemein bildenden, für alle bestimmten Schulen, nicht nur für ein paar hochbetuchte Manager und Steuerhinterzieher.

**\* Zum Autor:**

Prof. Dr. Wilfried Stroh, geb. 1939, war von 1976 bis 2005 ordentlicher Professor für Klassische Philologie in München. Seine Schwerpunkte im Bereich der antiken Literatur sind Erotik und Rhetorik. Stroh engagiert sich besonders für das lebendige Latein als gesprochene und gesungene Sprache sowie eine dementsprechende Reform des Lateinunterrichts an Schulen.

**Buchtipps:**

Die Macht der Rede. Eine kleine Geschichte der Rhetorik im alten Griechenland und Rom. Verlag Ullstein-TB. 2009.

Latein ist tot, es lebe Latein. List-Verlag. 2008.

Cicero: Redner, Staatsmann, Philosoph. Beck-Verlag. 2008.